



LUISA L'AUDACE

Meine liebe Mimama,

wenn du das hier liest, wirst du vielleicht ein bisschen überrascht sein. Schließlich habe ich dir hiervon bis zu diesem Zeitpunkt gar nichts erzählt. Und das, obwohl ich dir doch normalerweise von so gut wie allem erzähle, was ich so mache. Ich weiß nicht, ob es dir gefällt, dass ich dir hier so öffentlich schreibe. Aber ich halte dies für eine angemessene Art, dir zu sagen, was du mir bedeutest, denn seitdem ich denken kann, bist du einfach da. Und mit dir dieses sichere vertraute Gefühl, dass ich mich immer auf dich verlassen kann.

Ich kann nur erahnen, wie viele Stunden du schon mit mir in Krankenhäusern, bei Therapeut*innen, Ärzt*innen, und im Auto auf dem Weg zu genau diesen Terminen verbracht hast. Dabei hast du dich kein einziges Mal darüber beklagt. Generell hast du aus meiner Behinderung nie einen Hehl gemacht. Für dich schien das nichts Negatives oder Schambehaftetes zu sein. Zumindes hast du mir das nie so vermittelt. Dabei will ich mir nicht ausmalen, welche unmöglichen Sprüche du dir als Mutter eines behinderten Kindes oft anhören musstest. Und auch, wenn unsere Gesellschaft auch heute noch ein gewaltiges Ableismus-Problem hat, so war es in den 1990ern sicher noch mal verschärfter.

Und gerade deshalb bist du für mich eine Pionierin, denn du hast die Begriffe »Behinderung« und »behindert« schon immer ganz selbstverständlich benutzt. Sogar dann, als ich es selbst nicht konnte, weil diese doch eigentlich neutralen Wörter so negativ belegt sind. Heute weiß ich, dass ich diese Begriffe gerade deswegen verwenden sollte. Dass andere es sind, die sie falsch benutzen und nicht ich. Und dass es sich bei Ersatzbegriffen, wie »Handicap« oder »besondere Bedürfnisse«, lediglich um unnötige Beschönigungen handelt. Euphemismen, die nichtbetroffene Menschen erschaffen haben, um sich bloß nicht damit auseinandersetzen zu müssen oder unbehaglich zu fühlen – unbehaglich durch ein Wort, das sie selbst erst so negativ belegt haben. Heute benutze ich es voller Stolz und kann mir kaum vorstellen, wie schwer es gewesen sein muss, vor 25 Jahren daran festzuhalten. Als Teil einer Gesellschaft, in der die Aussage »Hauptsache gesund!« schon fast zum guten Ton gehört, wenn Kinder geboren werden.

Du hast mich in allem unterstützt, was ich tun wollte. Als ich als Kind unbedingt Ballett tanzen wollte, hast du mich beim Ballett angemeldet. Auch, wenn dir klar war, dass dies so ziemlich die ungeeignetste Sportart für mich ist. Und auch, als ich das ein paar Monate später selbst merkte, hast du meine Tränen getrocknet. Ein »Ich hab's dir ja gleich gesagt«, hörte ich nie von dir. Und auch, als mich als Jugendliche erneut der

unrealistische Wunsch packte, Balletttänzerin werden zu wollen, dauerte es nicht lang, bis du die Halterungen meiner ganz eigenen Ballettstange mit den alten Wänden unseres Fachwerkhauses verschraubt hattest. Und auch, als ich dieses Mal noch viel schneller merkte, dass es sich bei der Vorstellung von mir als Ballerina um Wunschenken handelt, so hast du mir das doch nie vorgehalten.

Grundsätzlich hatte ich nie das Gefühl, dass du ein festes Bild davon hast, wie mein Leben aussehen soll. Ich hatte nie das Gefühl, irgendeiner Rolle nacheifern zu müssen, die du dir für mich ausgemalt hast. Erst vor Kurzem gab es wieder einen gewaltigen Richtungswechsel in meinem Leben, der mir das noch einmal klar vor Augen führte. Ich musste mich beruflich entscheiden, ob ich weitermache wie bisher, oder ob ich die Resettaste drücke und nichts mehr in der Hand habe, außer der Freiheit, mich voll und ganz darauf zu konzentrieren, wofür mein Herz schlägt. Und während mir andere Mütter wahrscheinlich eine Predigt darüber gehalten hätten, wie wichtig Sicherheit ist, und dass man nicht immer nur das tun kann, wonach einem ist, sagtest du: »Hör auf dein Herz! Das Leben ist schon schwer genug. Da solltest du tun, was dich glücklich macht.«

Als wir uns neulich über meinen bisherigen beruflichen Weg unterhielten, sagtest du: »Ich könnte das niemals, so wie du. Vor so vielen Leuten sprechen.« Als ich jedoch erwiderte, dass ich früher auch nie gedacht hätte, dass ich zu den Dingen fähig bin, die ich heute mache, fingst du an zu lachen, schütteltest den Kopf und sagtest: »Du hast Ungerechtigkeiten noch nie ertragen. Schon als Kind hast du dich lautstark darüber beschwert, wenn dir irgendetwas nicht richtig vorkam.« Das war mir zuvor nie bewusst gewesen. Ich dachte lange, dass ich introvertiert bin. Allerdings könnte man sagen, dass ich viel eher dazu gebracht wurde, leise und unauffällig sein zu wollen. Nachdem mir besonders in meiner Jugend massiv viel Diskriminierung und Mobbing entgegengeschlagen war, dachte ich lange, dass ich es nicht anders verdient hätte. Dass ich nicht gut genug sei und dass ich diejenige sei, die sich ändern müsse. Als hätte ich mich zwischenzeitlich einfach verloren, in dem Drang nach Selbstoptimierung und Veränderung.

Doch als ich anfang, mich mit anderen chronisch Kranken und behinderten Menschen auf Social-Media-Kanälen zu vernetzen, begann ich endlich zu verstehen, dass diese Dinge aus einem anderen Grund geschahen und dass ich nicht die Einzige war, die diese Art von Erfahrungen gemacht hatte. Endlich verstand ich, dass nicht ich das Problem war, sondern der Umgang der Gesellschaft mit Behinderung. Ich fing an, mich über Ableismus zu informieren, also der strukturellen Diskriminierung behinderter Menschen, und plötzlich wurde mir alles immer klarer. Ich verspürte den Drang, dieses kürzlich erlangte Wissen in die ganze Welt herauszuschreien, weil der Gedanke unerträglich war, dass sich noch mehr Menschen so schuldig und beschämt fühlen könnten, wie ich mich zuvor gefühlt hatte. Es war so, als hätte ich einen zuvor verloren gegangenen Teil von mir wiedergefunden.

Vermutlich wirken meine Beschreibungen bisher so, als hättest du alles sehr locker gesehen. Allerdings gab es da schon eine Sache, auf die du immer sehr viel Wert gelegt hast. Und zwar, dass ich stets mein Bestes tue und mich nicht zu schnell mit etwas zufriedengebe. Malte ich als Kind ein Bild, lobtest du mich nicht überschwänglich, wie so manch andere Mutter. Du sagtest mir lieber, wie ich es noch verbessern könnte. Das Gleiche galt für Schularbeiten und viele andere Bereiche. Und auch wenn mir ein Lob oft besser gefallen hätte, und dies der einfachere Weg gewesen wäre, so hat mir diese Umgangsweise für mein Leben wahrscheinlich doch mehr gebracht. Hat mich zu der selbstkritischen Person gemacht, die sich selten mit einem Erfolg zufriedengibt und währenddessen schon wieder den nächsten Schritt plant. Als hättest du mich vorbereiten wollen, in dem Wissen, dass ich mich als behinderte Frau immer einmal mehr beweisen werden muss.

Mein Leben lang schon bist du mein Fels in der Brandung und, meine Güte, die Wellen waren auch manchmal hoch. Und ich weiß, ich habe es dir nicht immer leicht gemacht. Doch du hast dich immer auf die Situation eingelassen und während ich noch in der Verzweiflung versunken war, suchtest du schon wieder nach einem neuen Weg heraus. Letztlich haben wir das zusammen dann doch ganz schön gut hinbekommen. Ohne dich stünde ich nicht dort, wo ich heute stehe. Ich danke dir mehr, als ich es jemals in Worte fassen kann.

In Liebe, deine Ida^A

^A Weil Luisa L'Audace als Kleinkind ihren Namen nicht aussprechen konnte und stattdessen »Ida« sagte, wird sie so manchmal von ihrer Mutter genannt.